Die
Brieftasche.

Nichtpolitische Beilage zur Unterhaltung und Belehrung, zu der Zeitung:
„Der Correspondent von und für Schlesien.“

Sonnabend — No. 6. — den 9. Februar 1828.

Die Sängerin Demoiselle Sontag in Paris.

Der Globe enthält einen eignen Artikel über den Aufenthalt der Dlle. Sontag in Paris. Es wird darin gesagt, die Sängerin hätte als sie früher von Paris schied, ihre Schritte nach Italien lenken sollen. Dort hätte sie noch, sey's in Mailand oder in Neapel, einige von den alten Inhabern der reinen Lehre der Musik, wie Crescentini, gefunden. Diese würden sie belehrt und sie bald eingesehen haben, daß ihr Talent sich auf die gebrechlichste Grundlage stütze: auf die Nachahmung; daß sie ihre Studien mit dem angefangen habe, womit sie dieselben hätte beendigen sollen, nämlich mit den Schwierigkeiten, während ihr die Elemente fast unbekannt waren. Dann würde sie nach und nach mit der schwierigen Kunst vertraut geworden seyn: die Intonation und Bindung der Töne, die gerundete und leichte Ausführung einzelner Töne und ganzer Scalen, eben so gut mit ganzer wie mit halber Stimme zu bewerkstelligen. Dann wäre sie ganz anders wieder gekommen, als sie abgereist war, nämlich nicht mehr als blos angenehme Sängerin, sondern als Sängerin von Talent. Unglücklicherweise hat sie aber die Schmeichelei für Wahrheit genommen. Vor ihrer flüchtigen Erscheinung in Paris war sie in Deutschland nur an eine nachsichtige Gunst gewöhnt; unser (der Pariser) unerwarteter Enthusiasmus war für sie ein Gift, von dem sie nur die Süßigkeit empfand und sie ging, um sich daran zu berauschen, nach Berlin.

Ihre neue Vergötterung benutzend, bewarb sie sich plötzlich mit Eifer um den Beifall der Diplomaten, ja selbst der Fürsten, welche im Allgemeinen schlechte Musiklehrer sind. Statt geschickte Sänger zu Vorbildern zu haben, hörte sie in Deutschland nur Instrumentisten, deren Gewalt-Streiche und mechanische Fertigkeit nicht geeignet waren, zur Entwickelung ihrer musikalischen Fertigkeit beizutragen. Endlich hat sie, die als italienische Sängerin nach Paris berufen war, in anderthalb Jahren nur deutsch gesprochen und gesungen. Kann man daher staunen, daß sich in ihre Stimme eine gewisse Schärfe und Rauhigkeit einschlich, welche auffallend absticht gegen die Sanftheit, und wir möchten sagen Weichheit einiger ihrer Töne, und daß sie, in Bezug auf die Nettigkeit des Vortrages, durchaus keine Fortschritte gemacht hat. Wir hatten einen günstigern Eindruck von ihrer Stimme zurück behalten, vielleicht weil wir die Hoffnung hatten, daß das Studium bald ihre Biegsamkeit regeln würde. Diese Hoffnung ist getäuscht worden.

Dlle. Sontag wollte sich uns, bei ihrem Debüt in Othello, aus einem neuen Gesichtspunkte zeigen. Verständiger und überlegter wäre es gewesen, für diese zweite Erscheinung die Parthieen der Rosine oder Helene zu wählen, in denen sie ihre ersten Lorbeeren geerntet hatte. Um gegen die Erinnerungen zu kämpfen, die Madame Pasta zurückgelassen hat, mußte sie der Rolle der Desdemona ein neues Colorit geben und mit der Reinheit und Lieblichkeit eines Engels singen. Leider scheint Dlle. Sontag nicht gewußt zu haben, welchen Karakter sie der Desdemona geben sollte. Bald scheint es ihr an Kraft zu fehlen, man hört sie kaum. Bald steigt sie bis zum Schreien und läßt es sich angelegen und zur Ehre seyn, alle Parthieen zu beherrschen. Muß eine zarte, liebliche Empfindung ausgedrückt werden, so weiß sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie ihre Stimme dämpft und in der Mittelfarbe kleine unvernehmliche Zierathen ausführt.

Ein Erforderniß wird dieser Sängerin immer fehlen um sich mit Erfolg in der ernsten Oper zu zeigen,

selbst wenn durch Studium ihr Talent entschiedener und besser ausgebildet werden sollte. Das ist die Mittelstimme. Die Töne ihrer ersten Oktave sind durchaus klanglos und ohne Metall. Aber gerade in diesen Tönen liegt das Pathetische des Gesanges; mit schönen Mitteltönen und etwas Gefühl wird eine Sängerin sicher die Zuhörer bewegen, wenn sie auch weder die Einsicht noch die Leichtigkeit der Demoiselle Sontag besitzt.

Der Beifall des Publikums war getheilt. Ohne Zweifel wird in der komischen Oper der günstige Erfolg zunehmen, denn da besonders sind die Anmuth und die Koketterie der Dlle. Sontag an ihrem Platze.

Der beste Mensch.

Am zweiten Ostertage 1816 ging ein reisender Gelehrter von Jena aus, nach dem sächsischen Erzgebirge, und war in der Nacht vorher noch ein gar tiefer Schnee gefallen. Als er nun so bedenklich dahin zog, traf er einen Mann zu Triptis, und war es ihm gar recht, daß sie ein Stück Weges zusammen gingen, denn der Fußsteig war besonders für einen, der ihn nicht wußte, durch den Schnee hindurch so allein nicht zu finden. Kam die Rede darauf, daß die Gegend umher sonst königlich sächsisch gewesen, und jetzt weimarisch sey, und der Mann lobte gar sehr, daß es jetzt mit allen Streitsachen und Prozessen viel schneller herginge, als sonst, und wüßte jetzt ein Jeder, der Streitigkeiten habe, viel eher woran er sey als sonst. Denn, sagte er, ich bin zwar der beste Mensch; ja Herr, Sie dürfen mir es glauben, ich bin der beste Mensch den es in der Welt giebt, aber, fügte er etwas aufschreiend hinzu, ich kann die Ungerechtigkeiten der Menschen nicht leiden, und wenn ich so in einem Wirthshause sitze, und höre und sehe was Unrechtes, so gehts mir gleich im Leibe herum, und ich muß mit den Fäusten, oder auch mit dem Stuhlbeine und mit der Bierkandel darein schlagen. Da verklagen mich nachher immer die ungerechten Menschen, und kommt unser einer gar nicht aus den Prozeßunkosten heraus, und ist nur gut, daß das Alles jetzt etwas billiger und kürzer gemacht wird.

Darauf fügte der beste Mensch, nachdem er sich seine Pfeife wieder angezündet, im Weitergehen noch verschiedne Anschläge hinzu, wie er die Welt regieren wollte, wenn er was zu sagen hätte, und müßte dann viel mehr Recht und Gerechtigkeit unter den Leuten seyn. Möchte mich aber doch von einer solchen allerbesten Obrigkeit nicht regieren lassen, und wäre mir eine ordinäre, blos schlechtweg gute, fast noch lieber. Und das Dareinschlagen mit der Bierkandel, wollte mir auch, so kurz die Weise ist, nicht gänzlich einleuchten.

Bleibe im Lande und nähre Dich redlich.

In manchen Ländern im lieben Deutschland, will es den Leuten gar nicht recht mehr gefallen, und ziehen sie viele hundert ja wol tausend Meilen weit weg, in andre Länder und Welttheile, und denken da, es wäre besser, und geht ihnen dann wol gar noch schlechter, und ist einem doch nirgends wohler, als in der lieben Heimath, wo Vettern und Basen und freundliche Gevatterleute an Freude und Schmerz Antheil nehmen und in etwas tragen helfen. Nun, so ein Land, wohin viele ehrliche Deutsche schon gezogen sind, ist auch Pensylvanien in Nord-Amerika, wo eine große Menge von Pflanzern ist, die wieder viele Negersklaven haben, welche ihre Pflanzungen bearbeiten; und ist es nur gut, daß der Triptiser Mann nicht auch dorthin gegangen ist, denn er käme sonst aus der Uebung mit der Bierkandel und dem Stuhlbeine und aus den Unkosten gar nicht heraus.

Also in diesem Lande wurde einmal ein Landwirth zu einem Pflanzer zum Mittagsessen eingeladen, und da er ein Naturfreund war, so besah er links und rechts Alles, was unser Herr Gott Schönes da geschaffen hatte, und untersuchte bald eine Pflanze, bald lief er wieder einem schönen Insekt nach, und war er dabei in der herrlichen Natur recht fröhlich. Auf einmal aber hört er ein dumpfes Gewimmer, und wieder dazwischen abgebrochne Worte. Zuletzt bleibt er stehen, horcht und schaut, und endlich sieht er über sich einen Käfig, der zwischen den Aesten befestigt ist. Vor Erschrecken starr und steif bleibt der Mann stehen, als er nun eine Schaar großer Raubvögel bemerkt, die den Käfig umkreisen und mit den Schnäbeln gegen die Stäbe schlagen. Er schießt seine Flinte ab, ohne die dort Niemand leicht ausgeht, und nun fliegen die Vögel mit großem Geschrei auf, und er erblickt — einen Neger, welcher in dem Käfig liegt. Die Vögel hatten ihm schon die Augen ausgehackt, und das Fleisch von den Wangen gefressen; die Arme waren zerfleischt, der Körper mit Wunden bedeckt und mit Blut überströmt, welches unten die Erde getränkt, und Millionen Insekten hatten sich in die Wunden des Unglücklichen eingefressen. Der Landwirth war ein fühlender Mensch; seine Kniee schwankten, und er konnte keinen Schritt mehr thun. Der lebende Schatten, der nun nicht mehr sehen konnte, hatte doch sein Gehör noch, und hatte das Geräusch der Schritte vernommen. Daher schrie er ihm zu, ihm einen Trunk Wasser zu reichen, und als der sich umsah, bemerkte er eine Muschel an einer langen Stange, die etwa ein mitfühlender unglücklicher Neger hieher gestellt, die Qualen des Unglücklichen zu mildern. Er füllte sie mit Wasser, und brachte sie, so gut er konnte, zu den Lippen des Menschen. Dieser warf sich mit Ungestüm gegen die Stelle, wo er vermuthete,

daß sein Mund dem Rande der Muschel begegnen könne, und nachdem er getrunken, rief er: Thue Gift hinein; gieb mir! — Seit wie lange bist Du da? fragte der Amerikaner. — Seit zwei Tagen, entgegnete der Neger, und kann nicht sterben! — Vögel! Vögel! überall! — Schaudernd eilte der Mann fort, weil er nicht helfen konnte, und stürzte nach einigen hundert Schritten bewußtlos nieder. Nachdem er endlich das Haus erreicht und mit blutendem Herzen erzählt, was er gesehen, erfuhr er, daß der Neger den Intendanten der Pflanzung erschlagen habe, weil dieser ihn gemißhandelt.

Ich sehe jetzt die Brieftaschenleser an und lese auf ihrem Antlitz Schmerz und Wehmuth, und brauchen sie sich der Thränen auch nicht zu schämen. Ich meine aber: und wenn es mir in dem freien Nord-Amerika auch noch so gut ginge, und ich müßte dort so etwas mit ansehen, so wäre es doch um meinen Seelenfrieden geschehen, und würde ich gewiß, auch mitten in der größten Freude an diese Scene denken mein Lebelang. Drum bleibe Jeder in der Heimath, wo so etwas freilich nicht geschieht; und wenns ihm einmal recht trübe in der Welt geht, so kann er schon an die erzählte Geschichte denken, und Trost und Stärkung daraus schöpfen.

Gesellige Vergnügungen in Rio Janeiro.

(Aus einem Privatschreiben.)

In Beziehung auf gesellige Unterhaltung darf man keine solche Fülle erwarten, wie z. B. Berlin sie darbietet. — Wir haben hier einen deutschen und einen englischen Clubb, doch läßt sich von beiden wenig sagen. Werfen wir einen Blick auf die Kaffeehäuser, so findet sich, daß nur die von Franzosen und Schweizern begründeten Etablissements eine Erwähnung verdienen; denn die brasilischen sind fast allzumal schlecht, und ermangeln des Ruhmes, den sie vor einem europäischen Gentleman haben sollen. Obschon ein einheimisches Produkt, ist doch der Kaffee hier gar sehr miserabel, und Arouet Voltaire würde sich in Brasilien schlecht gefallen haben. Billards giebt es freilich auch, aber gewöhnlich spielt man nicht mit einer Queue über die linke Hand wie in Europa, sondern schiebt den Ball mit der Masse vorwärts. Kegelbahnen giebt es nicht, und zu verwundern ist, daß noch kein Europäer dergleichen anlegte. Zwar spielt das Volk à bola; da ist aber nur ein einziger Kegel, der auf einen freien Platz gestellt wird; und nach ihm wird mit einer Kugel nicht geschoben, sondern durch die Luft geworfen. Die erste Stoßbahn ließ sich die Kaiserin nach einer Zeichnung, durch einen deutschen Tischler in Rio anlegen. — Von Kaffee- und Theegärten weiß man nichts; es wäre also hier viel zu lucriren, wenn ein rüstiger „Cafetier-Restaurateur“ eine solche Anlage unternähme, und gebührendermaßen mit „musikalischen Abendunterhaltungen“ oder sogenannten „großen Konzerts bei brillanter Erleuchtung“ ausstaffirte. Nur müßte der Eintrittspreis wenigstens auf eine halbe Patake (8 Sgr.) gesetzt werden; denn mit einem in Berlin so beliebten „2½ Sgr. für Herren“ würde es um eines brasilischen Wirthes Renommee sogleich geschehen seyn. Was würde man vollends in Rio für Augen machen, wenn ein Berliner Gastwirth dort mit einem Wurstgreifen, Erbspickenick oder Gänsestechen debutirte? Ich glaube kaum, daß der reiche Schatz der portugiesischen Sprache etwas Entsprechendes zur Bezeichnung dieser seltenen Genüsse liefern könne. — Das Kartenspiel ist ziemlich allgemein verbreitet.

Zwar giebt man sich dem Spiel nur kursorisch hin, dann aber auch mehrere Tage ununterbrochen. Namentlich im Innern pflegen die reichen Gutsbesitzer goldbeladen zusammen zu kommen; und nicht eher beendigen sie ihr Spiel, bis einer oder der andere seiner metallenen Bürde gänzlich entledigt ist. —

Meinen Bericht über Rio's gesellige Vergnügungen kann ich nicht schließen, ohne auch der schönen Natur erwähnt zu haben, die zu erhöhterem Genuß ihres Zaubers uns in das Freie lockt. Drei Spaziergänge sind es vor allem, die nicht unbesucht bleiben dürfen: längst der Wasserleitung, in die Gebirge der Tijuca, nach dem botanischen Garten, oder der gleich neben letzterem liegenden Pulvermühle. Malerisch sind die Aussichten, die sich von den Bergen der Wasserleitung über die üppig bebauete Ebene von Rio darbieten. Die so viel bewunderten Käfer und Schmetterlinge Brasiliens sind hier in dem reichsten Farbenspiel anzutreffen, und der Naturaliensammler darf sich nicht erst die Mühe des Haschens nehmen; denn hier oben findet er Neger, die ein eignes Gewerbe daraus machen, jene zu fangen und zum Kaufe darzubieten. Keinen geringeren Reiz hat die Aussicht auf die Ebene, wenn man die Gebirge der Tijuca übersteigt: in derselben wird das Auge durch zwei schöne Wasserfälle überrascht. Minder reich an Naturschönheit ist der Weg nach dem drei Stunden entlegenen botanischen Garten, der Anfangs durch zwei lange, mit den schönsten Häusern und Gärten besetzte Vorstädte, Catete und Botafogo, geht, und dann die Lagoa de Freitas (eine seichte, von düstern Bergen umgebene Meeresbucht) umkreist. Glashäuser sieht man so wenig in diesem, wie in irgend einem anderen Garten; denn noch ist die Kunst nicht erfunden worden, Häuser zur Erziehung europäischer Gewächse zu erhalten, deren Temperatur kälter wäre als die äußere Atmosphäre. Dagegen gedeihen dort im Freien die Theestaude, der Zimmet-, Muskatennuß-, Gewürznelken- und Cacao-

baum, die Pfeffer- und Cardamomenpflanze, die Toranja (eine kopfgroße süße Citrone aus China), der Talg- und Kampherbaum (eben daher), und insonderheit der Brodbaum, von dem viele Ableger erzogen, und an jeden, der sie pflanzen will, verschenkt werden. — Der Garten steht unter der Aufsicht eines gebildeten Klostergeistlichen, des sehr ehrwürdigen Padre Leandro de San Sacramento, durch dessen Fleiß auch der einzige öffentliche Lustort im Bezirke der Hauptstadt selbst, der „öffentliche Garten (Passeio publico)" am Seeufer, ein sehr anmuthiger, wiewol (vermöge des Charakters der Brasilianer) sehr wenig benutzter Spaziergang, entstand. In eben diesem Garten hält auch der Pater Leandro öffentliche Vorträge über die Botanik. — Auf der, der Hauptstadt gegenüber liegenden Seite der Bai gewähren endlich die Fluren der Stadt Praya grande, wohin man stündlich für eine Kleinigkeit fahren kann, noch anmuthige Spaziergänge. Doch, wie gesagt: zum allgemeinen Vergnügen ist in der offenen Natur — mit einziger Ausnahme des erwähnten öffentlichen Gartens — hier von der Kunst noch nirgends etwas gethan worden. (Beschluß folgt.)

Deutsche Uebersetzung römischer Gottheiten.

Die Dichter früherer Zeit: Christian von Hoffmannswaldau, Martin Opitz, Paul Flemming, Justus Sieber und Zacharias Lundius, benannten die römischen Gottheiten in ihren Gedichten nach den Eigenschaften, welche die Mythologie ihnen beilegt. So hießen sie den Jupiter, Erzgott, Obergott; Apoll, Sängerfürst, Wassermann; Mars, Menschenwürger, Weibergast, Blutgott; Vulkan, Hörnerträger, Harnischfeger; Bachus, Blitzeskind, Wasserfeind, Sinnenbrecher, Schnarcher, Großsprecher, Peinmörder, Hüftensohn, Liebesfreund, Löwenzwinger, Wackelfuß, Lustfreund, Herzenstrost, Geistreger, Sinnendringer; Kupido, Herzensgott, Wundergott, Siegsgott, Gallenschenker, Herzenshenker; Pan, Schafgott, Waldgott; Charon, den erblaßten Mann; Venus, Herzenswenderin, Erdennehmerin, Erdenherrscherin; Aurora, Zertreiberin der Nacht, Frau Morgenröthe; die Musen, die ewigen Jungfern.

Wie sonderbar diese Benennungen auch sind, so ersieht man doch daraus, daß Bachus die zahlreichsten erhielt, weil er damals wie jetzt, die meisten Verehrer hatte.

Anekdote.

Der König von Sardinien Viktor Amadeus erzählte einem seiner Minister, daß sein Beichtvater, ein Jesuit, ihn, auf dem Todbette liegend, zu sich bitten ließ, und folgendermaßen anredete: „Sire, ich bin von Ihrer Güte für mich durchdrungen, und ich will Ihnen meine Dankbarkeit beweisen. Nehmen Sie nie wieder einen Jesuiten zum Beichtvater. — Fragen Sie mich nicht warum? ich könnte Ihnen nicht antworten."

Des armen Paters Grabschrift.

Setzt über eines Seemanns Grabe:
„Da ruht, der schwamm."
Setzt, ist's ein Lieferant, ein Rabe:
„Da liegt, der nahm."
Setzt, wo ein Herr Professor endet:
„Da liegt, der las."
Setzt, wenn ein Podagrist vollendet:
„Da liegt, der saß."
Setzt ob des Läufers Schollenbette:
„Da liegt, der lief."
Setzt ob des Tagdiebs Ruhestätte:
„Hier schläft, der schlief."
Setzt, starb ein böses Weib, ironisch:
„Da ruht der Zank."
Auf mein Grab aber setzt lakonisch:
„Da schläft, der trank."

Haug.

Witz und Scherz.

Von der berühmten Sängerin Madame Milder sagte ein Theaterfreund: es ist Schade, daß sie gegenwärtig heiser ist, die Oper muß daher ruhen, bis Madame Milder wieder aufhört, heiser zu seyn. Aber es ist nur Schade, daß sie dann sogleich auf Reisen gehen wird, wir müssen also warten, bis sie wieder kommt; es ist nur Schade, daß sie sodann heiser seyn wird.

„Ich liebe Dich, wie das tägliche Brod, dessen man nimmer satt wird!" sagte ein Soldat zu seinem Mädchen. — „Du Schelm!" erwiederte sie, „Du meinst wol, man lebt vom Brodte allein?"

In dem Reisepasse eines jungen Kaufmanns, welcher durch einen unglücklichen Zufall die Nase eingebüßt hatte, befand sich, in dem Signalement, das Kennzeichen: „Nase, — vorausgereis't."

Räthsel.

Lies das kleine Wort von hinten,
Falsch geschrieben wirst du's finden,
Doch es bleibt derselbe Laut,
Und ein Wort, vor dem uns graut.
Trefflich zu des Wortes Sinne
Paßt der Wehlaut mitten inne.
